Illyrisches Blatt.

Nr. 22.

Samstag den 1. Juni 1833.

Die Citadelle von Antwerpen.

Sonett.

Hoch an dem Strand der Schelde ragt die Feste,
Bedränget von der Franken tapfern Schaaren;
Es lagern rings sich Schrecken und Gefahren —
Es stürzt der Wall — es jauchzen Belgiens Gäste.
Doch gleich dem Aar in seinem Felsenneste,
Sucht treuer Sinn das Theu're zu bewahren:
Auf Trümmern trotzt der Held mit greisen Haaren,
Und läßt dem Feind nur blutgedüngte Reste.
Zwar bist du nun der Uebermacht gefallen,
Wie Troja's Burg, nach kühnem Widerstreben,
Und fremde Fahnen weh'n auf den Ruinen.
Doch wird dein Ruhm von Pol zu Pole schallen,
Dein Beispiel noch der Nachwelt Herzen heben,
Und auf dem Schutt der ew'ge Lorber grünen!

General Chasse.

Sonett.

Zerstöret sind Antwerpens hohe Wälle,
Es muß die Burg dem Feinde sich ergeben,
Doch länger will der greise Held nicht leben,
Da ihm versiegt der stolzen Hoffnung Quelle. *)
Mit seinem Blut will zeichnen er die Stelle,
Schnell zu den Manen der Gefall'nen schweben,
Ein Phönix zu den Sternen sich erheben,
Vor aller Welt verklärt in Strahlenhelle.
Doch sieh! sein Fürst will nicht dieß Opfer haben,
Des Landes Hort in Stürmen und Gefahren,
Soll unterm Schutt der Burg sich nicht begraben!
Und er, bereit, wie Cato einst, zu sterben,
Zieht willig aus um mit den treuen Schaaren
Noch um den Kranz des Regulus zu werben.

*) General Chasse war entschlossen, nach dem äußersten Widerstande die Garnison auf die flandrische Spitze zu schicken, und das Pulvermagazin mit eigener Hand in die Luft zu sprengen.

Capitän Koopman.

Sonett.

Schon ist Antwerpens feste Burg gefallen,
Und ihre wackern Streiter sind gefangen,
Sie, die das Schwert mit selt'nem Muthe schwangen,
Sie müssen fort in's Land der Sieger wallen.
Doch hört man noch des Krieges Donner hallen
Vom nahen Strom, wo Holland's Wimpel prangen,
Die kühnen Schiffer dränget das Verlangen,
Sich zu entzieh'n den belgischen Vasallen.
Horch! plötzlich wird es auf der Schelde stille;
Sind auch gesperrt die Wege der Flotille,
Noch fest und frei ist ihres Führers Wille.
Es ruht sein Blick stolz auf der Feste Trümmern,
Was können ihn noch seine Schiffe kümmern?
Er wirft den Brand, und die Ruinen schimmern.

Holländischer Nationalsinn.

Sonett.

Die Flamme steigt, ein weithinleuchtend Zeichen,
Daß Heldenmuth und Treu' im Bunde walten,

In Todesnoth die Herzen nicht erkalten,
Und solchem Brand die innern Gluthen gleichen.
Auf Kähnen sucht die Mannschaft zu entweichen,
Doch muß sie bald am nahen Strande halten,
Bezwungen von den feindlichen Gewalten,
Und hart bedroht von unfehlbaren Streichen.
Doch Jeder tritt an's Ufer sonder Bangen,
Und höher glüh'n vom Brand ihm Herz und Wangen,
Und Jeder fühlt sich frei, obgleich gefangen.
Der Heimath Lied erschallt im weiten Kreise *)
Aus voller Brust nach hergebrachter Weise
Hoch zu des Volks und zu des Königs Preise.

Krain's Vorzeit und Gegenwart.

Die Schützengesellschaft in Laibach.

Daß die Bürger größerer Städte sich ehedem nicht blos des Vergnügens wegen in den Waffen übten, sondern selbst manchmal in die Nothwendigkeit versetzt wurden, zur Abwehr fremder Gewaltthat von selben Gebrauch zu machen, ist hinlänglich bekannt. Auch die Bürger dieser Stadt, die einst eine Vormauer in den Streifzügen der türkischen Horden gewesen, mußten in den Waffen wohl erfahren seyn, wie dieß eine zweimalige Belagerung und tapfere Vertheidigung außer allen Zweifel setzt; obgleich es fast niemals in den Urkunden vorkömmt, daß die waffenfähige Bürgerschaft in Fähnlein, Rotten, Kompagnien oder Gesellschaften zusammen getreten wäre. Erst im Jahre 1711 haben sich mehrere Bürger, die mit den Feuerwaffen wohl umzugehen wußten, in eine ordentliche Schützengesellschaft vereinigt, für die der damalige Vicedom in Krain, Herr Franz Anton Graf von Lanthieri und Paratino, Freiherr zu Schönhaus und Herr zu Wippach eine eigene Schützenordnung in 44 Artikeln abfassen ließ. Um diese Zeit (1712) kommen auch die ersten Scheiben der Schützengesellschaft zum Vorschein, welche noch gegenwärtig im untern Saale des Schießstattgebäudes aufbewahret werden. Das hölzerne Haus, welches fast 90 Jahre hindurch zum Versammlungsplatze der Schützen diente, wurde im Anfange dieses Jahrhundertes niedergerissen, und an dessen Stelle erhob sich ein geschmackvolles Gebäude, das mit einem niedlichen Tanzsaale gezieret ist, in welchem zur Carnevalszeit die so genannten Bürgerbälle abgehalten werden.

*) Capitän Koopman stimmte mit entblößtem Haupte das Nationallied: „Wem Niederlands Blut in den Adern fließt" an, und seine Gefährten fielen freudig ein.

Der abgehauene Fuß.

Die blutige Schlacht bei Mohacz hatte das Schicksal Ungarns entschieden, und Solimans siegreiches Heer rückte vor die königliche Hauptstadt Ofen. Noch einmal sammelte sich die Blüthe des ungarischen Adels, um den vordringenden Feinden ein Ziel zu setzen, unter Zopolya's Fahnen.

Unter diesen neuen Kreuzfahrern war auch der Burgherr des Lövensteines. Dieser, in seinen ehrfurchtgebietenden Trümmern, in schwindelnder Höhe über den senkrecht aufgethürmten Felsen hinaus über den bodenlosen Abgrund gebaut, glänzt viele Meilen weit in's Land hinaus. Den von den Knabenjahren treu geliebten Burgherrn nicht zu verlassen, der ihm stets ein gütiger Herr gewesen, war die inständige Bitte des Burgvogtes Andreas Budiats. — Dem Heere zuziehend, fiel des Lövensteiners tapferes Häuflein in einen Hinterhalt der weit umherstreifenden türkischen Horden. Keiner wollte sich ergeben. Es begann ein wüthendes Gefecht, das vielen Türken das Leben kostete. Aber auch die Handvoll ungarischer Helden schmolz immer mehr, nur zwei von ihnen entkamen auf schnellen Rossen in den nicht fernen Wald, während um den Lövensteiner und um den ihm treu zur Seite fechtenden Budiats wüthender Kampf der Uebermacht glühte. Die Flüchtlinge sahen leider noch den Herrn und den Diener unter den Säbelhieben und Lanzenstichen der Ungläubigen zu Boden sinken. Die Trauerpost brachten sie heim auf den Lövenstein. Jedermann zählte die Gefallenen den Opfern des neuen heiligen Krieges für Glauben, Freiheit und Vaterland zu.

Und dennoch lebte der Herr und der Diener — aber welches Leben! — Man hatte in den Gefallenen noch Regungen verspürt, sie auf Rosse gebunden und als Siegeszeichen vor den Pascha gebracht. Der empfahl sie seinem Arzt, einem arabischen Juden. Wenige Monate reichten hin zu ihrer Heilung. Der Pascha achtete die kühnen Männer und bot Alles auf, sie für den Islam zu gewinnen. Renegaten waren es ja, denen der Halbmond seine größten und glänzendsten Erfolge verdankte. Mit Abscheu stießen beide den Antrag von sich. Der Pascha meinte die edelstolzen Ungarn durch Leiden zu beugen, durch Härte zu besiegen. — Der Herr und der Diener wurden nun an eine Kette geschmiedet, zur härtesten Sclavenarbeit. Beide, aber noch weit sichtbarer der Lövensteiner, wankten dem Grabe zu. Budiats wollte um den geliebten Herrn verzweifeln, doch war sein Muth nicht gebeugt und beständig glühte sein Gehirn von den kühnsten und seltsamsten Entwürfen der Befreiung. Aber leider stand Allem und Jedem die bleierne Un-

möglichkeit im Wege — denn sie arbeiteten den ganzen Tag im Freien. Abends wurden sie in ihren Kerker zurückgeführt, in dessen langen und weiten Hallen auch von freien Arbeitern mancher Bau vollführt, Wasserleitungen gebessert, neue Eingänge gebrochen wurden.

Eines Abends unbewacht mit einander heimkehrend, sah Budiats in einem öden Winkel ein scharfes Beil liegen. Wahrscheinlich hatte es einer der freien Arbeiter vergessen. Weit gieriger als einen Kalpak voll Diamanten ergriff Budiats das Beil. Er sah sich ängstlich um, ob ihn ja kein menschliches Auge erblickt, und verbarg seinen Fund sorgfältig unter dem Stroh.

Die Zeit hatte auch den Argwohn der Obhuth über die beiden Gefangenen abgestumpft. Daß sie entkämen, schien eine lächerliche Besorgniß. Von Menschenwohnungen waren sie ferne. So mochten sie denn in verschwiegener Nacht versuchen, durch gewaltige Hiebe ihre Kette zu zerhauen.

Aber umsonst und vergebens. Ihre Verzweiflung stieg, und der sonst so standhafte Held des Lövensteins ergoß sich in den wildesten Jammer, die geliebte Gattinn und die zarten Kinder und den heiligen Boden Ungarns nie mehr wiederzusehen — niemals!

Diese Wehklagen zerfleischten des getreuen Dieners Herz. Seine Augen rollten. Ein seltsames Feuer schien durch alle seine Glieder zu zucken. »Herr! dieses Jammers Zeuge kann ich nicht länger seyn. Der Tod ist nicht so bitter. Sterben will ich für Euch, aber mein Tod soll Euch befreien.“ — Und nun ein mächtiger Hieb — und Budiats gefesselter Fuß fiel vom Beine getrennt auf die Erde — mit ihm zugleich die hemmende Kette, das schlimmste Hinderniß der Befreiung, der Erlösung und der Flucht.

Wie versteinert starrte der Ritter seinen großmuthsvollen Diener an. Er wollte ihm helfen, das strömende Blut stillen. Budiats befahl ihm auf einmal mit herrischer Strenge, zu eilen, wenn anders seine Aufopferung nicht vergeblich seyn solle, und niederzufallen, wie er Ungarns heiligen Boden wieder erreicht habe, die theure Muttererde zu küssen und zu verkünden, Andreas Budiats fühle sich in seiner That als echten Ungar, so muthig als treu! — Der Lövensteiner ging, benützte unverfolgt die ganze Nacht, barg sich mit der Morgendämmerung in einen Wald, labte sich elend genug mit wilden Früchten, sah endlich das Meer und irrte lange an der Küste, bis er einen Schiffer aus Corfu fand, dem er Namen und Stand entdeckte, dem er reichen Lohn verhieß, der ihn von den Ketten befreite und nach Ragusa brachte.

Bis tief in den Vormittag schwamm Budiats ohnmächtig in seinem Blute. Mit Todesschrecken fand der Aufseher nur mehr den einen Sclaven, und auch diesen mit abgehauenem Fuß, verblutend und dem Ende nahe. Selbst mehr todt, als lebendig, brachte er dem Pascha die Meldung des räthselhaften Vorfalls. Unverweilt trat dieser mit seinem Arzte vor Budiats Sterbelager.

Mit vieler Mühe wurde der Edle in's Leben zurückgerufen. Mit triumphirender Miene bekannte er seine That, und was sein dankgerührtes Herz ihm eingegeben, den milden und geliebten Herrn der Gattinn, den Kindern, dem Vaterlande zurückzugeben.

Der Pascha war sichtbarlich erschüttert. Er rollte wild die Augen. Seine Lippen zuckten, doch er schwieg.

»Den Entflohenen verfolge Niemand,« sprach er endlich, und zum Arzte gewendet: »Diesen da zu retten, sei dein höchstes Augenmerk.«

Wirklich genas Budiats in einiger Zeit, nicht ohne Furcht, des Pascha Rache spare ihn nur einem die andern Gefangenen abschreckenden Tode auf. — Aber Ahmet Pascha ließ den Geheilten vor sich führen, lobte seine Treue, ließ ihn frei, schenkte ihm Gold und Kleider, Waffen und ein gutes Roß. Zugleich befahl er einem Janitscharen, Budiats bis an Polens Gränzen zu geleiten, für ihn zu sorgen, für seine Sicherheit zu haften.

Langsam aber glücklich erreichte Budiats wieder das geliebte Ungarn. Auf dem Lövenstein war über seine wundergleiche Rückkehr gränzenlose Freude. — In dem zum Lövenstein gehörigen Dorfe Mikussoz wurden ihm ansehnliche Gründe als freies, selbstständiges Besitzthum ausgeschieden, und mit der ansehnlichen Schenkung nicht zufrieden, eilte der tapfere Lövensteiner an den Hof, den König bittend, den edlen Budiats zum Edelmann zu erheben. Er erhielt als Wappenbild den Löwen und im untern Felde — den abgehauenen Fuß mit herabhangender Kette.

Geld und kein Geld.

(Ein humoristischer Schwank.)

Die Welt wird eingetheilt in zweierlei Menschen, in Menschen, die Geld haben, und in Menschen, die kein Geld haben. Aber die Letzteren sind eigentlich gar keine Menschen; sie sind nämlich entweder arme Teufel, oder Engel der Geduld und Entsagung.

Ohne Geld, ohne Zähne und ohne Frau kommen wir auf die Welt; und ohne Geld, ohne Zähne und ohne Frauen gehen wir wieder aus der Welt. Bis man Zähne und Frauen bekömmt, hat man Fieber, Schmerzen, Leiden und Krämpfe aller Art: hat man sie einmal, so thun sie oft einem das ganze Jahr hin-

durch weh, und man muß bisweilen sich Zahn und Frau herausreißen lassen. Die Zähne und die Frauen kommen von selbst, und wenn man sie nicht recht sorgfältig behandelt, so werden sie beide locker; allein das Geld kömmt nicht von selbst, und oft geht ein Mensch aus der Welt, ohne Geld gehabt zu haben.

Man sagt: »das Geld kommt nicht recht unter die Leute!« — Das ist nicht wahr! Die rechten Leute kommen nicht unter's Geld! Wenn nur die rechten Leute das Geld hätten, so käme das Geld schon recht unter die Leute!

Wer hat das Geld? Die reichen Leute! Da liegt aber der Knoten! Wenn einmal die armen Leute das Geld hätten, dann würden wir erst sehen, was ein so reicher Kauz für ein armer Teufel ist! Es ist keine Kunst reich zu seyn, wenn man viel Geld hat, und es ist kein Verdienst, arm zu seyn, wenn man kein Geld hat.

Was ist Geld? Geld ist derjenige Klumpen, den unser Herrgott gewissen Leuten anhängt, damit sie in seiner Schöpfung nicht ganz verloren gehen; so wie ein guter Wirth an einen gewissen Schlüssel eine schwere Kugel hängt. — Geld ist eine Ziffer, die nur bei Nullen, die sich selbst hintan setzen, großen Werth gewinnt. — Geld ist ein metallener Stiefelabsatz für kleine Leute, damit man glaube, sie wären eben so groß als Andere. — Geld sind goldene Thränen, die das Schicksal an den Hals eines Kerls weint, der kein Herz im Busen hat. — Geld ist der accent grave auf ein sonst stummes e. — Geld ist der metallene Handgriff zu einem Herzensglockenzug der inwendig abgerissen ist.

Was ist aber kein Geld?!!

Kein Geld ist ein Ding, von dem alle leeren Taschen voll sind, und welches jeder Mensch, der nichts in der Hand hat, mit den Fingern greifen kann. — Kein Geld ist das Alibi eines Wesens, welches zeugen sollte, daß wir wirklich auf der Welt sind. — Kein Geld ist ein consensuelles Leiden, welches wir durch eine anhaltende Obstruction der Fortuna erdulden. — Kein Geld ist eine leise Einladung der Natur Schulden zu machen. — Kein Geld ist eine falsche Blödigkeit unserer Finger, so daß man glaubt, sie könnten nicht Zwei zählen. — Kein Geld ist das auf Wasser und Brot Setzen unseres Geistes, d. h. auf das Wasser der Poesie und auf die Brotwissenschaften. — Kein Geld ist eine Exposition zu gar kein Geld, eine Präposition zur abstracten Philosophie, und eine Disposition zu einer platonischen Liebe. — Kein Geld ist ein permanentes Abonnement Suspendu unserer Brieftasche. — Kein Geld ist ein fortwährendes Nießen unserer Taschen, wobei die ganze Welt sagt: „Helf Gott!“ — Kein Geld ist ein leichtes Kopfweh bei hohen Herrschaften, eine Uebligkeit beim Adel, eine Krankheit bei dem Soldaten und ein tödlicher Nervenschlag beim Kaufmann.

Niemand kann ohne Geld etwas zu Stande bringen; nur der Sänger und der Dichter singen und dichten ohne Geld. Der Dichter dichtet erst recht, wenn er kein Geld hat, er dichtet, wie er Eins bekommt.

Erfindung.

Der Marchese Origo, Oberst der Spritzenleute zu Rom, hat einen Firniß erfunden, welcher die Kleidung unverbrennlich macht. Diese Eigenschaft wird den aus Tuch bestehenden Kleidern nebst Handschuhen, Kopf- und Fußbedeckung auf folgende Weise verliehen: Man taucht das Tuch in gesättigte Auflösung von schwefelsaurer Thonerde (Alaun) und schwefelsaurer Kalkerde (Gyps). Hierauf wird es getrocknet, und zuletzt mit Auflösung von Seife getränkt. Diese Operation wird mehreremale wiederhohlt. Das Gesicht unter der Tuchkappe sichert eine tuchüberzogene Maske von Papiermache; Uhrgläser vor den Augenhöhlen über feinem Drahtgitter schützen die Augen, und entfernen alle Gefahr, spränge auch ein Glas vor Hitze. Mund und Nase athmen geschützt durch fein durchlöcherte feuchte Schwämme. Eine völlig präparirte Kleidung kostet kaum mehr als zwei Louisd'or. Unter den Rettungsanstalten verdient noch besonders eine Strickleiter angeführt zu werden, welche auf solche Weise über eine grobe Leinwand befestigt ist, daß der zu Rettende, mit dem Rücken auf der Leinwand liegend, abwärts gleitet, und nur mit den Händen die Leiter berührt. Die Leiter selbst hat noch einen dicken Strick in der Mitte durch die Sprossen, welcher das Herabgleiten sehr erleichtert.

Anecdote.

Die Frau eines rechtlichen, aber wenig begüterten Krämers in . . . liebte den Putz und Vergnügungen aller Art, und gab dadurch oft Veranlassung zu häuslichem Zwist. Als ihr Mann sich einst, wie gewöhnlich, über den großen Aufwand beklagte, führte sie andere Männer als Muster an, die durch ihre Handelsklugheit sich viel Vermögen erworben, und daher vornehm leben könnten; »aber Du“ — fuhr sie fort — »was verdienst denn Du?“ — »Eine bessere Frau“, war die lakonische Antwort.

Diesem Blatte liegt eine Außerordentliche Beilage bei.

Redacteur: Fr. Xav. Heinrich. Verleger: Ignaz Al. Edler v. Kleinmayr.

Außerordentl. Beilage zum Illyr. Blatte

Nro. 22, vom 1. Juni 1833.

Erwiederung

auf den Artikel: »Slowenischer ABC-Krieg« in den vier außerordentlichen Beilagen zum Illyr. Blatte Nro. 13, 14, 15 und 17 vom Jahre 1833, dessen Verfasser sich mit dem neukrainischen Unzialbuchstaben Y. unterschrieb.

Es ist nach meinem Ermessen allerdings recht, daß die Frage, ob und wie fern es nöthig war das lateinische Alphabet mit einigen neuen Buchstaben zu vermehren, um damit die wesentlichen Laute der slowenischen Sprache einfach, und so viel möglich, richtig bezeichnen zu können, auch in den öffentlichen Blättern erörtert werde. Ob ich gleich nicht jene umfassende literärische Kenntniß besitze, womit Hr. Y. im oberwähnten Aufsatze prunkt; so trage ich doch kein Bedenken einige Bemerkungen über die in diesem Aufsatze nicht wohl ganz unparteiisch, vorurtheils- und leidenschaftslos ausgesprochenen Ansichten des Hrn. Y. der öffentlichen Beurtheilung hiemit vorzulegen. Ich glaube dabei auf eine um so geneigtere Aufmerksamkeit rechnen zu dürfen, als ich dadurch nur jenes zu fördern wünsche, das, in welcher Beziehung immer, zum Wohle meines geliebten Vaterlandes einigermassen beiträgt.

Jeder, der sich die Mühe nahm den in der Frage stehenden, durch vier gedrängte Blätter gedehnten Aufsatz zu überlesen, konnte daran abgemerkt haben, daß es nicht so sehr auf den Hrn. Verfasser der mit der verbesserten krainischen Orthographie ausgegebenen Grammatik abgesehen sey, als auf die völlige Vernichtung einer Neuerung im krainischen Alphabete, die trotz den Hindernissen, welche ihr entgegengestellt werden, doch mit jedem Jahre mehrere Anhänger findet, und sich schon des Beifalles vieler sehr verständigen Freunde der vaterländischen Literatur erfreut. An Gegnern kann es keiner Neuerung fehlen, vorzüglich unter solchen nicht, die sich nicht viel angelegen seyn lassen sie und ihre Folgen genauer kennen zu lernen. In dieser letzten Beziehung hat Hr. Y. in seinem slowenischen ABC-Kriege den Apologeten, den er öfter seinen Gegner nennt, aber wohl mit Unrecht, da er wider ihn kein Wort vorgebracht hatte, auch nicht anzugreifen gefunden. Diesen zu schlagen, sucht er vorerst etliche von dessen Ausdrücken, die derselbe wohl nicht gar streng abgewogen haben mochte, mit der schärfsten Scheidung durchzumustern, worauf er, ob er dieß schon selbst für kleinlich anerkennt, in der Folge dennoch mehrmals zurückkommt; in der Hauptsache aber stellt er dann sechs Grundsätze auf, die, wie er dafür hält, der Entstehung der neuen slowenischen Schrift beiläufig zu Grunde liegen mögen, und bemühet sich zu ihrer Bestreitung einen solchen Wust gelehrten Krames aufzuschichten, daß der Geist zumal des Lesers, der kein vorzüglicher Philolog ist, selbst darunter erdrückt und betäubt wird, gleich wie ein tobender Wildbach, wenn einmal seine anschwellenden Fluthen austreten, rings umher Alles mit Sand und Gerölle bedeckt; schlüßlich drohet er den Gegnern, die sich seinen diktatorischen Aussprüchen etwa nicht unterwerfen sollten, in seiner gewohnten Taktik empfindlicher zu begegnen. Sieh seinen Aufsatz zu Ende S. 17, vor dem Nachtrage.

Nun zuerst auch Einiges über Kleinigkeiten. Lasset uns seinen Aufsatz ein wenig mustern, und sehen, ob seine Worte allezeit das Gepräge logischer Richtigkeit und vernünftiger Präcision haben.

Schon die pomphafte Aufschrift: „Slowenischer ABC-Krieg" lautet ganz sonderbar, und besagt Unwahres, da er ja deutsch geführt wird. Der Ausdruck: „slowenischer ABC-Krieg" scheint mir eine lächerliche Versetzung der Begriffe zu seyn, beiläufig wie der wollene Strumpffabrikant oder die gedörrte Obsthändlerinn. Wahrscheinlich wollte Hr. Y. sagen: Krieg gegen das slowenische ABC. — Ich bitte ihn diese wie die folgende Bemerkung nicht übel aufzunehmen.

S. 1, Spalte 2, macht nämlich Hr. Y. den Satz: „die Verschiedenheit ist mannigfaltig," lächerlich; mit welchem haltbaren Grunde, sehe ich nicht wohl ein, da die Verschiedenheit wirklich mannigfaltig (manchfältig) seyn kann. Man soll Sätze nicht tadeln, die nicht tadelhaft sind; auch soll ein solider Mann seinen Scharfsinn nicht durch Spiegelfechtereien gegen die kleinsten Kleinigkeiten glänzen lassen, wie es bei dem Worte „Schnürkelei" recht zum Ekel oft geschieht, welches wohl ein Druckfehler seyn kann *), übrigens aber in manchen deutschen Ge-

*) Es war wirklich nur ein Druckfehler. Anm. der Red.

genden auch Schnerkel und Schnirkel ausgesprochen und geschrieben wird.

S. 2 in der Anmerkung sagt er: „Schreiber dieses hat sich mit grammatischen Studien „genug beschäftiget, um die Grammatik gehörig „zu würdigen;" und S. 17 sagt er: „Dergleichen Unrichtigkeiten dürften unsre Gegner „um so leichter entdecken, da sie sich mit dem „Gegenstande wohl ausschlüßlicher beschäftiget haben dürften, als Schreiber dieses, der sich nicht „rühmen kann, durch einen Zeitraum von vielen „Jahren damit umgegangen zu seyn das krainische ABC zu studiren, und die Orthographien „aller slawischen Dialekte, wie auch anderer Sprachen, zu Rathe zu ziehen." Er hat sich also mit grammatischen Studien genug beschäftiget, und doch nicht genug, weil er nicht durch einen Zeitraum von vielen Jahren das krainische ABC studirt, und die Orthographien aller slawischen Dialekte, wie auch anderer Sprachen, zu Rathe gezogen hat. Schön! Er hat sich mit grammatischen Studien genug beschäftiget, um die Grammatik gehörig zu würdigen, nur um die Orthographie (wovon hier ausschlüßlich die Rede ist,) einen Hauptbestandtheil der Grammatik, hat er sich nach seinem eigenen Geständnisse wenig bekümmert, oder vielmehr, er hat sie nicht zu Rathe gezogen; seine Gegner haben sich hingegen mit diesem Gegenstande ausschlüßlicher beschäftiget, und sie haben kein Urtheil über diesen Punkt zu fällen!!

Nach diesen vorausgeschickten Bagatellen schreite ich zur Beantwortung der, wie ich dafür halte, hieher gehörigen Vorfrage:

Hat denn Hr. Metelko zuerst den Gedanken aufgefaßt das lateinische Alphabet zum Behufe der slowenischen Orthographie zu vermehren?

Hierauf glaube ich antworten zu sollen: Nein, sondern man hat schon seit einigen Jahrzehenden gewünscht und dahin gearbeitet eine Vermehrung des zur Bezeichnung wichtiger slowenischer Laute unzulänglichen lateinischen Alphabetes zu Stande zu bringen; Männer, wenigstens nicht minder gründliche Grammatiker als Hr. Y., haben sich dafür lebhaft ausgesprochen. Hr. Kopitar, dieser gelehrteste Slawist und Philolog unserer Zeit, auf den unser Vaterland wohl stolz seyn kann, hat aus voller Ueberzeugung, daß das lateinische Alphabet zur Bezeichnung aller wichtigen slowenischen Laute nicht hinreiche, und daß unsre vielen Zusammensetzungen der Buchstaben und oft ungeschickten Accentuirungen der Vocale zur Bezeichnung eines einfachen Lautes nichts anders als elende Nothbehelfe seyn, schon im J. 1808 in seiner „Grammatik der slawischen Sprache in Krain ꝛc." die Nothwendigkeit einer Vermehrung des lateinischen Alphabetes zur Bezeichnung der eigenthümlichen slowenischen Laute mit einer Umsicht und Klarheit dargestellt, die nichts zu wünschen übrig läßt. Und wenn Hr. Y. in seinem ABC-Kriege veranlaßt wird dessen Ansichten zu mißbilligen, und seine Verwunderung auszudrücken über dessen S. 2 Sp. 2 in der Anmerkung citirte Worte: „Wenn, sage ich, uns „der Himmel einen zweiten Römischen Kyrill sendete, der, jenem ersten Griechischen als denkender Römer nachahmend, zu den untadelhaften, „20 römischen Buchstaben, namentlich uns noch „9 (den übrigen Slawen theils einige mehr, „theils weniger) neue, den Römischen der Figur nach analoge, Buchstaben hiezu erfände; so „wären die Slawen die einzigen Glücklichen in „Europa, die dann ein vollständiges und vernünftiges Alphabet hätten! Und es wäre in diesem Falle ein Glück für die slawische Literatur „sich so lange verspätet zu haben"; — so muß ich mich nicht minder wundern, daß Hr. Y. vorerst des Meisters ausgezeichneteste slawistische und philologische Kenntnisse anzuerkennen vorgibt, dann aber versucht wird sogar dessen Theorie der Elementar-Orthographie, eines Gegenstandes, der nach seiner Meinung der unbedeutendste ist, so vielfältig zu bestreiten.

Der vormalige Director und Professor, nunmehrige Bischof zu Triest, der Hochwürdigste Hr. Matthäus Raunicher, hat sich, wie es allgemein bekannt ist, viel damit beschäftiget, und die neuen Lettern im J. 1817 in seinen Sgodbe 3. B. S. 325 angekündigt, wo er unter Anderm sagt: „S' latinskimi zherkami szèr, „pa po Kirilovo, hozhemo tudi mi v' pri„hodno pisati, in torej zherk, kar nam „jih manjka, pernarediti. In na Duneju „she delajo se, in zhe Bog da, k' létu „osorej (1818) bi jih she imeti vtegnili." — Die sel. Hrn. Baron Sigm. Zois, Vodnik ꝛc. haben hierüber mit ihm häufig Conferenzen gehalten, und waren darin mit ihm einverstanden. Alle diese gründlichen Gelehrten, Zierden unsers Vaterlandes, haben die unzähligen Verlegenheiten gefühlt, in welche man durch den Gebrauch des zur Bezeichnung der slowenischen Laute unzulänglichen lateinischen Alphabetes geräth.

Selbst Hr. Dobrowsky war nicht dagegen,

wie ich es aus seinen mündlichen Aeußerungen weiß; sondern er rieth nur, man solle in dieser Sache mit Vorsicht zu Werke gehen, und sie gemeinschaftlich abthun. Im Herbste des J. 1820 unternahm der damalige P. T. Hr. Director Raunicher mit einigen Gefährten eine Reise nach Wien, mitunter auch in der Absicht, um diese Angelegenheit mit den beiden Herrn Kopitar und Dobrowsky, mit denen zu diesem Ende eine Zusammenkunft verabredet war, gemeinschaftlich abzumachen, und brachte wirklich, wenn ich nicht irre, 11 Formen von neuen Buchstaben, die sie dort zeichnen ließen, nach Laibach zurück. Darunter waren die neuen vom Hrn. Y. eben am heftigsten bekämpften Vocale ɛ, ɔ und ɷ, die Hr. Metelko in seiner Grammatik unverändert aufgenommen hat; auch die Consonanten waren fast eben so gezeichnet, wie die in der Metelko'schen Grammatik, nur für das ſh war beiläufig das Dainko'sche ȣ, gegen das Hr. Metelko das w vertauscht hat, welches letzte nach meiner Meinung besser zum lateinischen Alphabete paßt, und offenbar aus dem Hebräischen, woher ohnehin sowohl das griechische als das lateinische Alphabet den Ursprung haben, genommen ist, und das z hatte auch eine etwas andere mir nicht mehr recht erinnerliche Form.

Nicht Hr. Metelko also ist es, der zuerst den Gedanken aufgefaßt und ausgeführt hat das lateinische Alphabet Behufs der Bezeichnung slowenischer Laute zu vermehren. Er hatte daran vielleicht noch den wenigsten Antheil, außer daß er seine Grammatik darnach bearbeitet, und dann ausgegeben hat. Ich weiß übrigens ganz verläßlich, daß, als die Metelko'sche Grammatik in diesem Alphabete öffentlich erschienen war, Hr. Dobrowsky in einem an Hrn. Prof. Metelko aus Prag unter 12. August 1826 geschriebenen Briefe nichts gegen die Vermehrnng der Buchstaben eingewendet, sondern bloß in Bezug auf die Form einiger derselben bemerkt hat, daß sie Jenen, welchen er sie gezeigt hat, nicht recht gefallen wollen, und einige sie barbarisch nennen. Daß es dem so ist, kann Hr. Metelko denen, die sich darum interessiren, durch Vorweisung des dießfälligen Briefes leicht darthun, worin es unter Anderm ferner buchstäblich heißt: „Im „Ganzen ist Ihre Arbeit vortrefflich gerathen.— „Ich gratulire Ihnen und Ihren Landsleuten, „daß sie nun im Besitze einer gründlichen Anlei„tung sind, durch die das fernere Studium ihrer „reichen Sprache erleichtert wird. Wozu Sie „gute Winke zu geben nicht unterlassen haben. — „Wenn man auch schon im Poln. und Serb. „Sprachlehren hätte, die nach meinem oder Ih„rem Formulare eingerichtet wären, so wäre es „ein Leichtes eine harmonische slaw. Grammatik „zu verfassen. So lange dieß nicht geschieht, ist „Letzteres nicht möglich, oder doch mit großen „Schwierigkeiten verbunden. Noch einige Fra„gen: Kann ich mich überall darauf verlassen, „daß Sie die Aussprache des Landes beibehiel„ten? Spricht man denn das i nach dem t des „Infinitivs nirgends deutlich aus? — Uebrigens „habe ich aus Ihrem Buche Manches gelernt, „wovon ich einst Gebrauch machen kann." Merkwürdige Worte eines Dobrowsky, der in der slawischen Literatur Epoche für Jahrhunderte gemacht hat! — Eben so ist es mir wohl bekannt, daß auch P. T. Hr. Raunicher nicht überhaupt gegen eine solche Vermehrung des lateinischen Alphabetes, noch auch gegen die eben bestehenden neuen Lettern ist; denn im Grunde hat ja er gemeinschaftlich mit dem Hrn. Kopitar den Hauptantheil an der Schöpfung derselben gehabt, und er besitzt eine Uebersetzung des neuen Testamentes im Manuskripte, die er in dieser neuen Orthographie gemacht hat, und ich gesehen habe: nur ist er mit Hrn. Metelko in Ansehung des Gebrauches des Halbvocals nicht ganz einverstanden, und meint, es müssen noch sicherere Regeln festgesetzt werden, wornach derselbe jederzeit zu gebrauchen sey.

Nun, war denn diese Vermehrung des lateinischen Alphabetes zur Bezeichnung der ganz eigenen slowenischen Laute wirklich nöthig?

Wollen wir wenigstens hierlands eine möglichst vollständige gemeinschaftliche Orthographie und eine gemeinschaftliche Schriftsprache besitzen, so sage ich ohne Anstand und aus voller Ueberzeugung: Ja. Dieses Bedürfniß fühlten alle die Männer, welche sich mit unserm Dialekte und dessen Orthographie mehr befaßten, als Hr. Y., der, wie er selbst gesteht, „nicht durch einen Zeitraum von vielen Jahren das krainische ABC studirt, noch auch die Orthographien aller slawischen Dialekte wie auch anderer Sprachen zu Rathe gezogen hat." Die vorzüglichsten Namen der Gelehrten habe ich oben angeführt, die, wie ich zeigte, auf die Vermehrung des lateinischen Alphabetes hinarbeiteten. Ich könnte noch anderer Gelehrten hier erwähnen, die in den grammatischen Studien sehr bewandert, jedoch nicht so allgemein bekannt sind. Ich will jedoch meine Sache mit einem ältern Beispiele vergleichen, und dann den Beweis auch aus der Natur der Sache führen. Und da erlauben Sie mir, Hr. Y! die

Frage, warum Cyrill nicht bloß die griechischen oder lateinischen Buchstaben gebraucht habe, als er das Slawische zu schreiben anfing? Warum hat er zu den bereits gewesenen griechischen Zeichen noch einige neue gesucht und erfunden? Ob schön oder nicht schön, gleich viel; denn die Form, sagen Sie, sei gleichgültiger, sie könne verbessert werden. War etwa damals das Bedürfniß dazu größer als jetzt? Und wie, Hr. Y! werden Sie dieß erweisen? Waren Laute und Betonungen nicht auch damals sehr wahrscheinlich in verschiedenen Orten und selbst in verschiedenen Individuen desselben Ortes wie bei uns verschieden, da ja in allen lebenden Sprachen, besonders in einer der ältesten der Welt, in der slawischen, dieß Statt findet? Dieß gehört zur bewunderungswürdigen Mannigfaltigkeit der Natur selbst einer und derselben Gattung. Nach Ihrer Meinung hätte Cyrill wohl nichts Thörichteres thun können, und hätten Sie zu seiner Zeit gelebt, Sie würden ihn gewiß auch mit einem „slowenischen ABC-Kriege" überzogen haben; denn der Kämpfer gegen ihn waren auch damals viele, bis endlich der Papst Johann VIII. der Sache den Ausschlag gab mit seinem Ausspruche: „Literas slovinicas jure laudamus." — Aus dem nämlichen Grunde erfanden die Glagoliten ein neues Alphabet, so wie viele Völker im Oriente und Occidente. Der Deutsche selbst hat v, f; ſ, s, ß; z, c; k, q; e, ä, ö; i, ü ꝛc. Aber Gott bewahre den Slowenen vor einem dreifachen e, einem zweifachen o ꝛc! denn Hr. Y. will es absolut nicht haben, weil sie im lateinischen Alphabete nicht sind. Der Deutsche mag in Gottes Namen ein dreifaches e haben; aber der Slowene ja nicht, mögen Zweideutigkeiten entstehen, so viele da wollen! Schade, daß Hr. Y. nicht in den Zeiten lebte, wo die Deutschen ihre Orthographie bildeten! Er hätte ihnen diese Vervielfältigung gewiß eingestellt.

Es ist nur zu bedauern, daß die Slawen durch die Annahme verschiedener Alphabete schon in den ältesten Zeiten sich in der Literatur von einander trennten. Wie vortheilhaft würde eine gleiche Orthographie auf ihre Bildung wechselseitig wirken, wenn auch schon in ihren Sprachen einige Verschiedenheiten eingetreten sind! Allein dieß wird schwerlich je geschehen, der Hindernisse gibt es zu viele. Die Böhmen und Polen verdanken ihre Schrift dunkeln Zeiten; sie haben sie geborgt, und um sich in Verlegenheiten zu helfen, nach ihrem damaligen Geschmacke die Buchstaben mit allerlei Zierathen ausstaffirt. Schon diese oben und unten und in der Mitte geschehenen Verunstaltungen der einfachen Schriftzeichen beweisen die Unzulänglichkeit des lateinischen Alphabetes. In unsern Zeiten kann man sich ohne Beleidigung des bessern Geschmackes hierin nicht wohl mehr an sie anschließen. Wenn man den Evstahi des Hrn. J. B. zu diesen Verschnörkelungen hinhält, muß man bekennen, daß durch denselben das ästhetische Gefühl minder beleidigt wird, und die darin vorkommenden neuen Charaktere, durch die Kunst zum Theile schon verbessert, ziemlich gut sich paaren, mit Ausnahme weniger, welche noch verschönert werden können.

Endlich spricht selbst die Art, wie man das lateinische Alphabet zur Bezeichnung der Laute unsrer Sprache gebrauchte, für dessen Unzulänglichkeit. Unsre Sprache nämlich hat viele von den lateinischen Lauten sehr heterogene Laute, die sich eben deßwegen mit dem lateinischen Alphabete nur sehr unvollkommen oder gar nicht bezeichnen lassen. Da muß der Leser oft nur rathen, und zu Ende des ganzen Satzes sich oft noch verbessern; der Fremde aber wird aus allen Regeln oft nicht klug, wie er das Wort aussprechen solle. So kann svet für svet (heilig), svét (die Welt), svẹt (der Rath); rezhi für reyẹ (sagen), réyẹ (der Sache Dat.), reyi (die Sachen); posvétil für posvetil (geheiligt) oder posvétil (geleuchtet) gelesen werden. So können die Indicative und Imperative derœi, derœe, pomoli, pomọlẹ ꝛc. mit der alten Orthographie geschrieben nicht anders als zweideutig seyn. Man hat hiebei wohl zu allerlei Nothbehelfen die Zuflucht genommen: man bezeichnete einfache Laute durch zwei verschiedene neben einander gestellte Buchstaben; man gebrauchte die Accente, die doch nur den Ton der Sylben bezeichnen sollten, zur Andeutung der Laute selbst in tonlosen Sylben; man gab dem y einen Dienst, führte auch schon das ẹ ein, und stellte fürs Lesen so manche Regeln auf. Allein dieß Alles hebt die Schwierigkeiten des richtigen Lesens nicht; man weiß nicht, wo die Accente den Laut, und wo den Ton der Sylbe andeuten sollen, da man sie für beide zu gebrauchen angefangen hat.

Hr. Y. bemühet sich diese Nothbehelfe noch zu vermehren, wodurch er eben auch den augenscheinlichen Beweis der Unzulänglichkeit des lateinischen Alphabetes liefert; lasset uns sehen, ob seine Regeln fürs richtige Schreiben und Lesen genügen.

Der Halbvocal, sagt Hr. Y. S. 6, finde sich „in den tonlosen Endsylben elj, en, er, als in

kaſhelj, boben, dober ꝛc. gleich wie in den Endſylben der deutſchen Wörter: Hebel, leben, Vetter ꝛc." Aber, Hr. Y.! in andern Wörtern, wie in angel, jélen, ſéver ꝛc. iſt in eben dieſen tonloſen Endſylben ein reines e zu hören; nicht zu erwähnen auch noch andere Ableitungsſylben, in denen ſich der Halbvocal vorfindet, aber freilich wieder mit ſo vielen Ausnahmen, daß einem bald die Luſt verginge ſie aufzuzählen. — Mit der Behauptung S. 6, daß „man ſtatt snaxen eben ſo gut ſnashin ſchreiben kann," bin ich keineswegs befriedigt, da ich ſo zu ſchreiben wünſche, daß der Leſer nicht a priori, ſondern aus der Schrift wiſſen kann, wie er die Wörter ausſprechen ſoll.

In den Stammſylben, ſagt Hr. Y. S. 15 und noch an andern Stellen, laute das e vor r und einem darauf folgenden Conſonanten als ein Halbvocal, und da er darin geſchärft ſei, ſo ſolle man ihn mit dem è bezeichnen. Die erſte Hälfte dieſer Regel, die auch ſchon Primiz, Dainko ꝛc. angeführt haben, mag vielleicht mit geringen Ausnahmen immerhin richtig ſeyn; allein daß hier zur Andeutung des Halbvocals allzeit das è geſetzt werden ſoll, iſt unrichtig, da derſelbe hierin eben ſo wohl tonlos und gedehnt als geſchärft ſeyn kann: pertén, ſmèrt, ſmerten ꝛc. In pertén iſt die Stammſylbe offenbar tonlos; alſo ſoll und kann ſie nicht accentuirt werden. In ſmerten däucht mich die Stammſylbe gedehnt zu ſeyn; denn daß ſie die Böhmen und Serben ohne Vocal ſchreiben, kann noch kein Beweis von deren Schärfung ſeyn: alſo ſoll und kann ſie auch nicht mit dem Schärfungszeichen accentuirt werden, wie ſie zur Vermeidung aller Verwirrung auch nicht mit dem Dehnungszeichen bezeichnet werden darf. Und wenn einmal die Regel gilt, das e vor r und einem darauf folgenden Conſonanten laute als Halbvocal, warum noch ein Tonzeichen zur Andeutung des Lautes mißbrauchen? Oder ſoll dieſes è etwa wirklich den Halbvocal darſtellen können? Wir wollen es gleich ſehen. Erlauben Sie, Hr. Y.! eher zu bemerken, daß der Halbvocal auch noch in andern Stammſylben vorkomme, wovon Sie ſchweigen, wie in dex, svet, rex, kesen, pekel, deska, megla, skeden ꝛc. Wie wäre in dieſen Stammſylben der Halbvocal zu bezeichnen? Nach Ihrem Grundſatze, geſetzt, der Halbvocal ſey hierin geſchärft, wohl auch mit dem è; alſo dèsh, ſvèt, rèsh, kèſen, pèkel, dèſka, mègla, ſkèdenj ꝛc. Nun hier wie dort trägt das Schärfungszeichen zur Andeutung des Halbvocals oder zur Bezeichnung der richtigen Ausſprache nicht das Mindeſte bei: denn der Halbvocal lautet ja doch ganz anders als das è; offenbar ſpricht man den durch è bezeichneten Halbvocal in kèrt, vèſ, kèſ, mègla, ſtèber, ſim ſedel (ich bin geſeſſen) ꝛc. (geſetzt, daß er in den drei letzten geſchärft laute,) ganz anders, als das geſchärfte e (è) in kmèt, sèt, terpèsh, mèzh ꝛc. mag man auch immer ſagen, daß „durch dieſen Accent Niemand verleitet werden könne das Wort falſch auszuſprechen."

Was iſt demnach von dem durch Hrn. Y. zur Bezeichnung des Halbvocals vorgeſchlagenen è in den Stammſylben zu halten? Während man mit wahrem Vergnügen hört, wie die Kinder in den Landſchulen, wenigſtens in Oberkrain, ſeit dem die neue Orthographie eingeführt worden iſt, ſo expedit und angenehm leſen, und wie ſie es (Schreiber dieſes weiß es aus Erfahrung) wirklich in einem drei Mal kürzern Zeitraume hierin zu einer Fertigkeit bringen, welche ſie ſich ehedem nie erwerben konnten; was iſt durch die Regeln des Hrn. Y. dem Leſer geholfen? Daß er etwa das è wie ein e leſen ſoll? Ganz allerliebſt, Hr. Y.! In ſo ein Labyrinth verliert man ſich gewöhnlich, wenn man Regeln diktirt, ehe man ſie genug geprüft hat. Aber ſeyn Sie nicht böſe, wenn man auch Sie auf einige Ihrer Inconvenienzen aufmerkſam macht.

Ich übergehe den angeblich fälſchlichen Gebrauch der neuen Vocalzeichen, insbeſondere des ɔ, das Hr. Y. ſelbſt in tonloſen Sylben bald gebraucht wiſſen will, bald wieder nicht will. Was Hr. Kopitar in ſeiner Grammatik S. 168 darüber ſagt, hat immer ſeine volle Richtigkeit, und bedarf nicht meiner Vertheidigung.

Ich berühre nur noch den Unterſchied des ſtarken und gelinden Hauchlautes, den die neue Orthographie in h und h macht; er iſt gar nicht überflüſſig. Der gelinde Hauchlaut kommt nicht nur in ha, ha, ha! hi! hot! hopsasa, ꝛc. ſondern auch in vielen eigenen Namen vor, wie in Horjul, Honè, Hosman, Homér, Haneman, ꝛc.; ja einige Gegenden Oberkrains ſprechen ihn, wie die Böhmen, durchgehends ſtatt g: hlava, hlina, hluh ꝛc. Hr. Y. ſagt zwar: „Unter den vom Hrn. Metelko eingeführten Conſonanten ſcheint uns keiner ſo überflüſſig als das h." S. 8 aber beliebt er dem Krainer vorzuwerfen, daß „er ſelbſt im Deutſchen ſtatt heute, haben ꝛc. gewöhnlich cheute, chaben ꝛc. ſagt." Folgt nicht vielmehr aus dieſen ſeinen eigenen Worten, daß es nicht überflüſſig iſt den Krainer auf den Unterſchied des ſtarken und gelinden Hauchlautes

(durch h und h) aufmerksam zu machen? — Uebrigens ist der Unterschied des Zeichens h, so wie jener der beiden mouillirten Laute l und n, wenn man sie zu h, l, n hinhält, so gering, daß man h, l, n nicht so viel für neue, als vielmehr für die alten Figuren mit einem kleinen an ihnen angebrachten Unterscheidungsmerkmahle halten möchte, was der Ansicht des Hrn. Y., daß für die mouillirten Laute keine neue Zeichen zu schaffen seyn, nicht ganz entgegen befunden werden dürfte.

Nun komme ich auf die sechs Grundsätze, welche Hr. Y. der Ergänzung des neuen slowenischen Alphabetes zu Grunde legt. Diese Grundsätze hat Hr. Y. ersonnen, wie er selbst gesteht, und bekämpft sie dann. Er nennt dieß einen Krieg; mir scheint es aber eine bloße Uebung zur Belustigung der Zuschauer zu seyn. Er bestürmt sein eigenes Werk. Und wie hätte es auch einem Hrn. Raunicher, einem Hrn. Kopitar, welche die vorzüglichsten Urheber der Vermehrung des Alphabetes sind, einfallen können auf solche Albernheiten ihre Bemühungen zu bauen! Ich will nun etliche dieser Grundsätze näher prüfen und beleuchten.

Der 1. Grundsatz lautet: „Man schreibe, wie man spricht." Wie spricht man denn aber? Antwort: In jedem Orte anders, und jeder Mensch anders. Wem ist es noch eingefallen ein Alphabet zu erfinden, welches alle mögliche Nuancen der Laute bezeichnet? Weil dieß nun nicht möglich ist, so schließt Hr. Y. daraus, daß es unnütz, ja eine Thorheit sey ein Alphabet vermehren. Er hätte aber nach meinem Erachten consequent daraus schließen sollen, daß es unnütz und thöricht sey überhaupt etwas schreiben wollen, weil man mit keinem Alphabete genau Alles so bezeichnen kann, wie man spricht. In der deutschen Sprachlehre lautet dieser Grundsatz ganz anders: „Man schreibe so, wie man der besten deutschen Aussprache gemäß spricht;" also approximative, weil sonst eine gemeinschaftliche Schriftsprache unmöglich ist. Jene Sprache, welche man für die gebildetste, geschmackvollste hält, und welche zur Schrift- und Büchersprache gewählt ist, wird hier gemeint; um diese bewegt sich, wenn man so sagen darf, die ganze Nation. Und für eine solche Sprache in unserm Dialekte ist das lateinische Alphabet zu mangelhaft, wie ich es oben gezeigt habe. Wenn man Grundsätze aufstellt, und sie zu sehr preßt, wie es Hr. Y. über diesen Punkt thut; kommt man zu Folgerungen, die man selbst nicht haben will.

Läßt man nun aber dem Hrn. Y. den 1. Grundsatz, wenigstens in der Strenge, in der er ihn nimmt, nicht gelten; so stürzen damit auch der 2. und 3. Grundsatz, und zerfallen in ihr Nichts. Und da mag Hr. Y. gegen diese Grundsätze als gegen von ihm erbaute Thürme kämpfen, und sich daran belustigen oder üben, und dieß einen Krieg nennen, oder wie er will.

Die drei noch übrigen Grundsätze sind nicht von solcher Wichtigkeit, daß sie im Ernste einer Erwiderung bedürften. Man vergesse nicht, daß alle diese Grundsätze nicht von den Reformatoren des krainischen Alphabetes gemacht, sondern vom Hrn. Y. erdacht sind, wenigstens so wie sie da lauten, und angewandt werden. Der 4. Grundsatz lautet: „Man mißbrauche die Accente, die nur den Ton andeuten, nicht zur Modificirung der Laute. Die Accente braucht man nicht zur Bezeichnung aller Töne, sondern nur zur Schärfung oder Dehnung der Vocale, vorzüglich in den Fällen, wo sonst eine Zweideutigkeit entstehen würde. Hr. Y. tummelt sich hier bei diesem Grundsatze um das svét (Welt) und mehrere ähnliche é, und zeiht den Hrn. Metelko einer zweifachen Inconsequenz; jedoch, wie ich glaube, mit Unrecht. Denn in Oberkrain wird das e in svet (heilig) und svét (Welt) nur dadurch unterschieden, daß es in dem letzten svet etwas mehr gedehnt wird. Man hört in Oberkrain, so viel mir bekannt ist, in svét (Welt) kein j nach dem e, quasi ej. Wenn also Hr. Metelko das e in svét (Welt) und andern ähnlichen mit einem Dehnungszeichen versieht; so handelt er, mag auch der Gegner es wiederhohlt sagen, dennoch nicht inconsequent, wenn er das e, das für sich schon lang ist, bei der Ueberlänge, wie in svét, accentuirt. Mögen die Unterkrainer auch svejt sprechen, so kann man, wenn unterkrainisch zu schreiben ist, svejt schreiben, ohne eben ein neues e dafür zu schaffen. Ueberhaupt kann man, wie ich bereits oben bemerkte, in der Schriftsprache nicht alle mögliche auch geringste Variationen und Nuancen von Lauten berücksichtigen, sondern nur an etwas Bestimmtes sich halten, und auch da nur annäherungsweise; und dasjenige Alphabet ist schon vollständig zu nennen, welches approximative die meisten und wesentlichen Laute, die am meisten ausgebreitet, und zur Schriftsprache gewählt sind, bezeichnet, weil besagter Massen sonst eine gemeinschaftliche Schriftsprache unmöglich ist. Und man kann von dem neuen slowenischen Alphabete wohl sagen, daß es diese Aufgabe so gut, wie vielleicht keines der abendländischen oder europäischen Sprachen, löset.

Lasset uns nur noch den 6. Grundsatz untersuchen. „Das neue Alphabet soll durch analoge Vermehrung der Zeichen, wo sie nöthig wären, und durch Hinweglassung der überflüssigen auch für alle übrigen slawischen Dialekte brauchbar gemacht werden.“ Glauben Sie wohl, Hr. Y.! daß die Reformatoren wirklich diese Idee vor Augen hatten, die Sie ihnen zuschreiben? daß es ihre wirkliche Absicht war ihre Erfindung allen Slawen anzubiethen, um alle zu einer und derselben, vielleicht krainischen, literärischen Sprache zu vereinigen? Nein, gewiß nicht. Wie konnten sie so etwas hoffen? Die Russen besitzen das so meisterhafte möglichst vollständige Cyrillische Alphabet, sie sind daran gewöhnt, sie besitzen schon kostbare Werke. Die Polen haben das lateinische durchschnörkelte Alphabet, die Böhmen gewöhnlich das deutsche, beide schon eine große Literatur. Wie konnten sie also hoffen die andern hieher zu ziehen? Vielleicht wollten Sie, Hr. Y.! dieß auch nicht behaupten, sondern mit Ihrem Grundsatze nur sagen: daß die Reformatoren durch das vermehrte Alphabet die slowenische Mundart auch für die übrigen entfernten Slawen zugänglicher machen wollten, was wohl zugegeben werden kann.

Somit werden die vom Hrn. Y. ersonnenen und den Reformatoren mit Unrecht zugemutheten, dann aber von ihm in einem förmlich so genannten slowenischen ABC=Kriege bekämpften Grundsätze dem Urheber zur noch fernern Bekämpfung zurückgewiesen. Er, dieser kriegslustige Feldherr, mag seine Truppen zusammen ziehen, seine Frühlings= oder Herbst=Manöuvres damit ausführen, die 6 Grundsätze als so viele von ihm zu diesem Zwecke erbaute Festungen belagern, bestürmen, erobern und schleifen; seine vermeintlichen Gegner werden zusehen und lachen, weil es sie nicht gilt.

Sind nun aber die Grundsätze einmal zurückgewiesen; so gilt auch alles jene, was er in seinem Aufsatze gegen die Gegner sagt, nicht diese, sondern nur ihn und seine Grundsätze.

Der Deutsche hat so viele Buchstaben, als er ihrer zur Schriftsprache zu brauchen glaubt: ein dreifaches e, ein zwei= oder dreifaches i, ein s, s, ß, ein z, c, ein v, f ꝛc. wozu das? Uns Slowenen aber will Hr. Y. nicht erlauben die Vocale zu haben, die wir zu einer bei uns allgemeinen Schriftsprache nothwendig brauchen, wenn wir lesen, und nicht errathen wollen. — Nach meinem Erachten hätte man am besten gethan, wenn man das Cyrillische Alphabet, welches nach und nach sich hätte verschönern lassen, angenommen haben würde. Da man nun aber das lateinische Alphabet beibehält, so muß es aus dem nämlichen Grunde bei uns zu unserm Gebrauche vermehrt werden, aus welchem das griechische vom heil. Cyrill zum Gebrauche unsrer Vorfahren so weise, obwohl nicht ohne große Hindernisse, vermehrt worden war.

Schlüßlich kann ich mich der Bemerkung nicht erwehren, daß Hr. Y. den besprochenen ABC=Krieg sicherlich humaner begonnen, und mit minderer Heftigkeit geführt hätte, wenn er je schon ein krainisches Werk zu Tage gefördert, und dabei die vielen Schwierigkeiten, auf die man in der Orthographie unsrer Sprache nicht selten stößt, praktisch kennen gelernt haben würde.

*

Metelčičarji